

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

251 (27.10.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 27. Okt.

des „Vollstreund“

Nummer 251 — 1915

Der Anwalt der Tugend.

Von Hermann Wagner.

Kurz nachdem die Russen das kleine ruthenische Dorf besetzt hatten, gingen die Soldaten in die Häuser, um zu requirieren.

Der Bauer Andreas bewohnte eine elende Hütte hoch oben auf dem Berge, und zu ihm verstieg sich nur ein jämmerlicher Gemeiner, der mit einem Fluch die Türe aufstieß, jähneln Blicks das armselige Inventar musterte und fragte:

„Bauer, was hast du da?“
„Nichts“, erwiderte zitternd Andreas, „Euer Hochwohlgeboren, gar nichts!“

„Kein Vieh?“

„Kein, Euer Hochwohlgeboren, kein Stück!“

„Keine Henne, keine Gans, keine Ziege?“

„Gar nichts“, beharrte demütig Andreas.

Da hob der Soldat wütend die Faust, um nach dem Bauer zu schlagen.

In diesem Augenblick kam aus einer versteckten Ecke ein heller, weiblicher Schrei.

„Ei“, sagte der Soldat, „was ist denn das?“

Und er ging in die Ecke und zerrte aus ihr ein Mädchen hervor, das, kaum 16 Jahre alt, von großer Schönheit war.

„Euer Hochwohlgeboren“, fluchte der Bauer, „es ist meine Tochter!“

Der Soldat sah ihm unter gemeinem Lachen ins Gesicht.

„Bei der heiligen Jungfrau“, sagte er, „da du gar nichts hast, das du mir geben könntest, so nehme ich mir diese da, die Kleine!“

Und indem er dem verzweifelten Bauer einen Tritt in die Beine versetzte, umfaßte er die Schreiende und trug sie, die sich vor Schreck kaum wehrte, aus dem Hause.

Andreas lief zu dem Dorfschützen, dem Bauer Philipp, und berichtete weinend, was ihm geschehen war.

Philipp stieß sich den Bart und dachte lange nach. „Teufel“, sagte er dann, „wie konntest du auch ein Mädchen, das so schön ist, nicht besser verstecken! Sieh unsere Tonitza an! Es gab keinen, der Verlangen nach ihr hatte.“

Er wies auf die etwa zwanzigjährige Magd, die stumpfsinnig am Ofen hockte und einen Anblick darbot, der in der Tat geeignet war, eher abzuschrecken als anzuziehen. Denn sie war grunzbäulich.

Aber schon kam dem Bauer Philipp eine Idee.

„Warte“, sagte er und lächelte Andreas pfiffig an, „ich würde einen Weg. Aber meine vor allem nicht mehr, du Dummkopf, sondern höre mich an!“

Er flüsterte lange mit Andreas und hatte offenbar Mühe, ihm dies klar zu machen, was er meinte. Immerhin gelang ihm dieses schließlich.

„Bruder“, sagte Andreas, und in seinen stumpfen Augen glühten so etwas wie ein Hoffnungsblitz auf, „wie bist du klug! Wenn das gelänge! Aber ich habe Furcht.“

„Furcht? Handelt es sich nicht um dein Kind, du Memme?“

„Ja“, gab Andreas ängstlich zu.

„Willst du es in den Händen dieses Menschen lassen?“

Da zerrte Andreas an dem Kragen seines Hemdes, als sei es ihm zu eng, und sagte in plötzlicher Entschlossenheit: „Bruder, du hast recht. Ich habe keine Furcht mehr. Komm laß uns gehen!“

Und sie ergriffen beide ihre Mühen und nahmen ihren Weg zu dem Gebäude, in dem der Kommandant der Russen, ein Hauptmann, sein Quartier hatte.

Diesem Hauptmann fragte der Bauer Philipp, der der Rede kundiger war als Andreas, den Latbestand in ebenso eindringlichem als unterwürfigem Tone vor, indem er sich auf den Gehsinn der russischen Oberen berief, der nicht dulden würde, daß ein gemeiner Soldat in so roher Weise mit einem jungen unschuldigen Mädchen verfähre.

Der Kommandant hörte zunächst völlig teilnahmslos an, zeigte sich dann aber mit einem Male interessierter.

„Was sagst du, ein junges Mädchen?“

„Ein junges Mädchen, Euer Gnaden. Dieses ist der Vater.“

„Wie alt?“

„Sechzehn Jahre, Euer Gnaden.“

„Wie sieht sie aus?“

Der Dorfschütze führte betuernd die Hand an die Brust und antwortete: „Wir haben keine im Dorf, die schöner wäre, Euer Gnaden!“

Das Gesicht des Hauptmanns rötete sich. Vor Zorn? Vor Eifer?

Jedenfalls warf er ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier und überreichte es dem Dorfschützen Philipp und sagte: „Hier mein Befehl! Gehet sofort und bringet mir das Mädchen! Wehe dem, der ihr was tut!“

Und damit waren die beiden entlassen.

Der Bauer Philipp grinsten draußen übers ganze Gesicht.

„Komm, laß uns eilen“, sagte er zu Andreas. „Diese Russen sind doch dumm. Sobald wir erst deine Tochter haben, dürfen wir lachen.“

„Sie hatten Glück.“

Schneller als sie erwartet hatten, fanden sie das Mädchen, welches der Soldat, kaum daß ihm der Befehl des Kommandanten klar gemacht war, ohne Widerrede herausgab. Und so eilten sie mit der Schönen in das Haus des Bauern Philipp, wo sie gut versteckt.

„Komm, Tonitza“, rief sodann der Dorfschütze seine hübsche Magd an, „ein hoher Herr will dich sehen!“

Die Magd zeigte verämblichlos ihre gelben Zähne.

„Ein hoher Herr?“

„Ja“, lachte Philipp, „bei dem du vielleicht dein Glück machst! Schnell, Mädchen, kommt!“

Und man ging zum Kommandanten.

Der Dorfschütze neigte demot sein Haupt, führte Tonitza an der Hand und präsentierte sie dem Russen.

„Hier, Euer Gnaden, das Mädchen, dessen Retter Euer Gnaden geworden sind. Und hier der Vater, der bittet, Euer Gnaden den Kopf küssen zu dürfen.“

Es entstand eine lange Pause, in deren Verlaufe der Hauptmann keinen Ton von sich gab.

Und wieder rötete sich sein Gesicht. Vor Zorn? Vor Freude?

Jedenfalls fluchte er diesmal überaus kräftig, spuckte aus und sah Philipp wütend an.

„Dieses ist das Mädchen?“

„Ja, dienen, Euer Gnaden. Und hier ist der Vater.“

„Ja, ich bin der Vater“, flüsterte zitternd Andreas und beugte sich nieder, um dem Hauptmann den Kopsraum zu küssen.

Tonitza aber warf verlangende Blicke auf den hohen Herrn.

„Hui“, schrie der Kommandant, „und von diesem... diesem Scheusal saget ihr Dajen, daß das ein Mädchen sei, welches schön ist?“

Übermalts führte der Bauer Philipp betuernd die Hand an seine Brust.

„Euer Gnaden, wir haben keine im Dorf, die schöner wäre.“

Der Russe maß das Mädchen verächtlich, spuckte ein zweites Mal aus und schrie: „Dirne, drehe dich um!“

Und also von ihrem Anblick befreit, wandte er sich einige Nuancen milder an Philipp und Andreas, indem er sagte: „Ihr seid zwar nur dumme Bauern und verdient nicht, daß man sich Euer annimmt. Wenn ich es trotzdem getan habe, so erkennet daran, Dummköpfe, daß ich ein Herr bin, der immer bereit ist, sich zum Anwalt der Tugend zu machen. Gehet jetzt nach Hause und verstedet, das sage ich Euch, gut dieses Mädchen! Daß ich es nicht mehr sehen darf!“

Und wieder fluchte er, spuckte ein drittes Mal aus und murmelte in den Bart: „Welches Scheusal!“

Dahin hatte der Dorfschütze Mühe, seine Magd zu trösten.

„Tonitza, weine nicht“, sagte er zu ihr. „Wenn du auch nicht schön bist, so bist du doch immer noch viel zu gut, für diesen Herrn, der doch nicht weiß, daß man vor der Tugend, zu deren Anwalt man sich macht, nicht ausstupt!“

Und der, wenn du auch dumm bist, dich in deiner Dummheit doch übertriffst!“

Aus Feldpostbriefen.

Gefangenentransport.

Ein Parteigenosse schreibt aus dem Osten:

Die russische Artillerie sängt schon wieder zu funkeln an und wie sie sich eingeschlossen hat! Der Beobachter muß ganz in der Nähe sein. Sehen Sie vorn diesen kleinen Hügel? Da muß er stehen. Wir wollen den Berg ausheben. Wer meldet sich freiwillig? Jetzt alle, die es hören, treten vor. Es sind aber zu viele; fünf Mann wurden bestimmt. Auf allen Beinen freiden wir vorwärts bis zu einer kleinen Bodenfläche. Jetzt geht man gebückt. Der Patronenführer instruiert nochmals seine Leute. Ich gehe mit ihm etwas voraus, die andern ausgeschwärmt hinterher. „Siehst du da auf dem Hügel die aufgeworfene Erde? Da ist er drin.“ Wir mühten aber doch schon bemerkt worden sein. „Warte nur ab, sie wollen uns erst ranntommen lassen.“ Päng. — „Da hast du.“

Ich renne noch einige Schritte und werfe mich hin. Ein Kopf guckt über die Brustwehr. Unter Führer hat schnell angelegt und drückt ab. Ein Wimmern wird vernommen. Der Schuß hat geoffen. Mit einem Satz sind wir oben und zwanzig Hände strecken sich uns entgegen. Der Beobachter, ein Offizier, liegt mit blutener Kopfwunde da, den Beobachter noch in der Hand. Zwei Fernsprechapparate befinden, daß unser Hauptmann recht gefast hat. Mit dem Seitengewehr wird die Leitung durchgehauen und mit Mann und Beute der Hügel angetreten.

Ich soll die Gefangenen zurückbringen zum Divisionsstab, dort ist die Sammelstelle. Mit meinen zehn Mann gehe ich ab. Da liegen unweit des Weges einige russische Schwerverwundete. Ich gebe meinen Gefangenen einen Wink, und es war, als ob sie darauf gewartet hätten: sie machten mit Hilfe von Feldbahnen einige Tagebahren und luden sie auf ihre kräftigen Schultern. Bald sind wir beim Stabe angelangt. Auf dem großen Gutschhofe lagern schon an die 1200 Gefangene. Ich bin mit den meinsten schon angemeldet und übergebe sie dem überwachenden Gendarm, der über Zahl, Art und Zeit genau Buch führt. Die Russen sitzen und liegen umher und rauchen ihre Pappros und ihren Ragoska. Sie plaudern und scherzen und scheinen mit ihrem Los zufrieden zu sein. Einige haben sich ein Feuerchen angezündet und brauen sich ihren geliebten Gerbatscha, ohne den der russische Soldat unentbehrlich ist. Anders scharen sich um den großen Brunnen und waschen sich gründlich. Man denke nicht etwa, daß die Seife bei ihnen eine untergeordnete Rolle spielt. Wir fanden in verlassenen russischen Schützengräben große Stücke Seife in Masse. Nur wußten wir nicht, ob die ehemaligen Inassen des Gewebes zuviel davon hatten oder gar feiner bedurften. Es scheint, daß sie Seife gelieft bekommen.

Nun müssen die Gefangenen antreten, zu deren hinter-einander, gefordert nach Regimentern. Sie werden eingehend befragt nach allem, was einen deutschen Heerführer interessieren kann und was zur Durchführung seiner Pläne von Wert ist. Im allgemeinen herrscht bei den meisten Gefangenen große Unkenntnis über die Verhältnisse. Viele glauben, sie befinden sich bei Berlin. Von Geographie und Länderkunde haben sie keinen Schimmer. Alle scheinen das, was sie wissen, sehr bereitwillig mitzutellen. Sehr interessant war mir, daß einige im Range eines Leutnants stehende Gefangene von Beruf Schloffer, Mechaniker, Schneider usw. waren.

Das Verhör ist beendet, es wird nochmals genau gezählt.

die Begleitmannschaften verteilt und der Zug setzt sich in Bewegung. Die eine Schlange wälzt sich der Trupp die Straße entlang, die Offiziere voran, die Fußkranken und Leichtverwundeten hinterher. Die Marschordnung löst sich bald nach; denn die Russen sind nicht an sie gewöhnt; sie haben gelernt, nach Belieben zu gehen. Unsere Rejonette flüchten ihnen aber nicht genug ein, um die Kolonne nicht ganz aus dem Leim gehen zu lassen, und mancher bekam sie schon bei Widersehrigkeit zu spüren. „Sie müssen die Kerle härter anfassen“, sagte uns ein russischer Offizier. Um zu zeigen, wie es gemacht wird, verprügelte er einen Widersehrigen gottisammerisch; die andern machten dabei ganz gleichgültige Gesichter.

Unsere Tornister lassen wir von den Gefangenen tragen. Dafür gibt man dem Träger einige Pappros oder ein Stück Aleb (heißt Brot). Ueberhaupt: Alebal Alebal rufen sie oft. Sie scheinen alle sehr verhungert zu sein; aber wir können ihnen auch nicht helfen. Was wir haben, teilen wir mit ihnen, das ist alles, was man tun kann. Sie müssen schon warten bis zum nächsten größeren Proviantamt; denn vorn ist nichts für solche unbestimmte Zahl von Eßern vorgelesen. Dafür helfen die Bewohner der Dörfer, durch die wir kommen, aus. Sie scheinen schon zu wissen, was ihren Landsleuten not tut. Mit Körben kommen sie an, und im Ru ist alle Ordnung zum Teufel. Alles rennt und will zuerst ein Stück bekommen. Ein Gebreel und Geschimpfe entsteht, so daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Auch große Stanken mit Milch werden angebracht. Doch da sind wir ganz energisch: Erst wir, dann ihr! Milch trinkt fast jeder gern, so etwas bekommt man nicht alle Tage. Da nehmen wir uns erst unsern Teil. Um Brot reihen wir uns nicht, davon haben wir genug; und wenn es anders wäre, ließe es unser Stab nicht zu, den Russen das merken zu lassen. „Der Russe ist überhaupt nicht satt zu bekommen“, sagte uns ein Deutschsprechender, wir brauchten uns nicht über diese Kauferei zu wundern.

Von Zeit zu Zeit wird Mast gemacht, alles lagert sich, die Begleitmannschaften zwischen den Gefangenen, man tauscht Rauchwaren aus und verhandelt sich notdürftig mit ihnen durch Gebärdenprache. Es entwickelt sich überhaupt ein kameradschaftlicher Verkehr untereinander, bewundert auch einander, weil alles tapere Soldaten sind. Die Geringachtung des Gegners und der Spott über ihn liegt dem im Kampf erprobten Soldaten überhaupt fern.

Soll übermachtet werden, so muß das, wenn der Trupp allzu groß ist, unter freiem Himmel geschehen. Die Begleitmannschaften wachen zur Hälfte mit Ablösung. Ist ein großes Dorf in der Nähe, so wird schnell festgesetzt, ob alle untergebracht werden können; sie werden abgeteilt und rücken in die Scheune. Durch und um das Dorf gehen dann Patrouillen. Die Offiziere werden unter allen Umständen in Quartieren untergebracht und müssen auch verpflegt werden, so lautet unsere Instruktion. Es ist schon vorgekommen, daß alles von deutschen Soldaten beiegt war; für die russischen Offiziere muß aber Unterkunft geschaffen werden.

Wir hatten vor einiger Zeit einmal Wade in einem Dorfe. Ein Trupp Gefangener wußte auf dem Kirchhof übermachten. Die Offiziere wurden in der Wochstube mit untergebracht.

Bald sind wir mit unserm Transport in der nächsten Station angekommen. Wir zwanzig Mann haben 1600 Gefangene sicher an Ort und Stelle gebracht. Beim Abgähren wird festgesetzt, daß keiner fehlt. Man gibt es auch das geliebte Aleb. Wir haben unsere Aufgabe erfüllt; Landsturmeute treten an unsere Stelle und bringen sie bis zur nächsten Etappe. So geht es weiter bis zur nächsten Eisenbahnstation. Erst jetzt hören Strapazen und Entbehrungen auf. (Braunschweig, „Vollstreund“.)

Dermischtes.

* Das Glück der Heimat. Von einem Empfang schwerverwundeter Austauschgefangener in Konstanz gibt Norbert Jaques der „Frankf. Hg.“ Schilderungen, denen wir das folgende Deutschstüd entnehmen: Zwei Männer des roten Kreuzes führen einen Weiteroffizier über den Rheinsektor. Der Offizier ist nicht verwundet. Er murmelt halblaut vor sich hin und bestaunt mit verflügten Augen das Festliche des empfangenden Bahnhofs, die erregt umherstühmenden, mit Blumen und Gaben beladenen Menschen. „Wollen sie mir etwas antun?“ flüsterte er erschrocken dem Wärter zu. Er weicht bestelle. „Nein, nicht“, sagte er. „Entfernen Sie die Leute doch. Galt sie ab von mir! Bitte, bitte! Schütz mich! Schütz mich!“ Ihn traf aus dem Krieg ein tragischerer Fluch als die andern. Er war den Geschossen der Feinde entronnen, aber in die Walze ihres Hasses geraten. Von seiner Truppe abgeschnitten, war er mit einigen Deutschen wochenlang hinter der französischen Front sich verbergend, umhergeirrt, um einen Durchgang nach den deutschen Linien zu finden, und war so in Gefangenschaft geraten. Er hatte sich und seine Leute mit den rohen Wäben ernährt, die sie nachts aus den französischen Gärten rissen, und sein Heidentum brachte ihn, als sie gefangen wurden, mit seinen Kameraden vor ein französisches Gericht. Er wurde als Mörderer und Mörder zur Deportation verurteilt. Seine Nerven aber widerstanden der französischen Justiz nicht, und ihr Zusammenbruch warf über seinen feindlichen Gemalten in die Luft, die er atmen mußte. „Schütz mich!“ rief er im deutschen und festlich geschmückten Bahnhof von Konstanz. Man trat still und betroffen beiseite vor ihm. Nur die Musik rauschte in bergemaltigenden Klängen, alle Menschen waren mit Gefühl, Geschenken, Blumen und Befähigt. Es war etwas wie ein nachhafter Ogon süßster Verbrüderung in die Atmosphäre gesprungen, die den Empfang der Schwerverwundeten überflutete. Und auf einmal drang etwas von diesem Gemüt der Menschenmassen im Bahnhof sanft in die der Dunkelheit zugefunkelten Nerven des Kriegers. Er blieb stehen, hob die irren Augen einmal auf und drach dann in ein unerlos verflümmendes Weinen zusammen — dem Glück der Heimat und der Heilung entgegen.

Andreas Hofers Grab. Andreas Hofers, dessen Andenken durch die letzte Erhebung der Tiroler gegen den welchen Erbfeind von neuem beschworen wird, wurde zu Montua im Garten des Erzpriesters Bianchi begraben. Den Platz bezeichnede eine Marmortafel mit folgender Inskrift: „Hier ruht die irdische Hülle Andreas Hofers, genannt General Barbone (wegen seines langen Barbes). Oberkommandanten der Tiroler Landesverteidiger, erschossen in dieser Festung am 20. Februar 1810, an dieser Stelle begraben.“ Am Jahre 1823 gruben fünf Kaiserjägeroffiziere Hofers irdische Leberreste aus und brachten sie nach Trient. Von dort wurden sie auf kaiserlichen Befehl nach Innsbruck überführt und am 13. Todeslage in der Hofkirche feierlich und mit militärischen Ehren beigesetzt. — Später dem Gange schritten Spechtbacher und Hofers Adjutant Kajetan Ewisch. Ueber dem Grabe erhebt sich das vom Kaiser Franz Josef gestiftete Standbild Hofers aus Marmor.